

Prolog

„Herzlich Willkommen zur Sitzung des Bürgerrates von New Berlin!“

Steven Miller atmete tief durch, strich sich mit der rechten Hand über seinen Bart und ließ seinen Blick aufmerksam über die Versammlung der fünfundzwanzig Ratsmitglieder schweifen, die sich aus Frauen und Männern jeden Alters zusammensetzte.

„Wie ihr ja alle wisst, feiern wir in diesem Jahr das zweihundertjährige Bestehen unserer Stadt. Vor genau zwei Jahrhunderten wurde dieser Ort von einem Siedlertreck, bestehend aus etwa vierzig Planwagen, von deutschen Familien gegründet. Diesen ersten Siedlern folgten bald Zuzüglinge anderer Nationalitäten, zunächst Iren und Italiener. New Berlin wuchs und gedieh, besonders wegen unseres Bergbaus. Mittlerweile zählt diese Stadt fünfzehntausend Häupter. Außerdem...“

„Steven!“, unterbrach ihn resolut seine Frau, die an seiner linken Seite saß. „Komm zum Punkt! Wir alle kennen die Stadtgeschichte.“

Unversehens lief Stevens Hals rot an, und er sah irritiert zu ihr hinunter. „Ja, Margret, Liebes, entschuldige...“ Er räusperte sich. „Also, da die Gründung unserer Stadt im Dezember stattfand, wäre es doch schön, wenn wir den besonderen Anlass in diesem besonderen Dezember mit einer Tradition der ersten Pioniere feiern würden. Hat jemand dazu vielleicht einen Vorschlag?“

Es dauerte nicht lange, da ging das übliche Geschnatter los:

„Wir könnten deutsche Fähnchen auf dem Festplatz aufhängen!“, „Lasst uns Bier ausschenken!“, „Es sollte typisch deutsche Musik spielen!“

Ein paar andere nickten eifrig. „Dann hätten wir eine Entsprechung zum St. Patricks Day - nur eben in einer anderen Farbe.“

„Die Kinder könnten etwas zum Thema basteln, und dann machen wir eine Ausstellung!“

„Die Weihnachtsdekoration in den Läden sollte das Thema aufgreifen!“

„Es müsste schul- und arbeitsfrei geben an diesem Tag!“

Die Ratsmitglieder redeten alle zugleich und versuchten einander zu übertönen. Steven wirkte zunächst überfordert und brauchte einen Moment, um sich zu sammeln. Dann aber schlug er mit dem kleinen Holzhammer, den er sonst in seiner Ausübung als örtlicher Richter nutzte, auf den Tisch und rief in den Trubel: „Ruhe! Nicht alle auf einmal! Ruhe!!“

Es dauerte etwas, bis sich die Lage wieder beruhigt hatte, und in die verebbenden Kommentare hinein rief er: „So geht das nicht...“

„Wie dann?“, unterbrach ihn Margret erneut.

Resigniert ließ Steven sich langsam auf seinen Richterstuhl sinken. In diesem Moment hob ein junger Mann, der erst seit einem Jahr dem Rat angehörte, zögerlich den Arm: „Wenn ich etwas vorschlagen dürfte?“

Der Ratsvorsitzende nickte ergeben und deutete mit dem Hammer auf ihn, woraufhin dieser sich erhob: „Zuallererst sollten wir ein paar Rahmenbedingungen festlegen. Zum Beispiel sollten wir uns überlegen, welche Tradition wirklich zum Anlass passt. Und auch in die Jahreszeit.“ Er strich sich die Haare aus der Stirn, bevor er nachsetzte: „Außerdem fände ich es schön, wenn dieses Jubiläum nicht nur an einem einzigen Tag, dem Gründungstag, gefeiert würde. Und“, fügte er ernst hinzu, „es sollte auch diejenigen mit einbeziehen, die keine deutschen Vorfahren habe. Es gibt schließlich eine nennenswerte Zahl an Mitbürgern, deren Vorfahren Schotten, Iren und Italiener sind. Wir sollten alle gemeinsam feiern.“

Steven nickte zustimmend, und nach einigem Hin und Her einigten sich die Ratsmitglieder, dass die zuletzt vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen seien. Kaum war dies beschlossen, begannen sie sich alles Mögliche zu überlegen, das sie für typisch deutsch hielten. Doch etwas wirklich Sinnvolles, geschweige denn eine Einigung, kam dabei nicht heraus. Nach mehrstündiger hitziger Diskussion waren sie erschöpft und kurz davor, die Sache zu vertagen.

Da blickte der junge Mann, der das Ganze ins Rollen gebracht hatte, zufällig aus dem Fenster des Saales. Auf der Straße sah er einen alten Mann auf einem Pferd vorüberreiten. Unversehens sprang er auf und hastete zum Ausgang. Die anderen Ratsmitglieder schauten ihm verblüfft nach.

Der Vorsitzende rief: „Also wirklich! Was ist denn das für eine Art? Sie können doch nicht einfach...“

Doch der junge Mann war schon aus der Tür. Wenige Minuten später jedoch kam er zurück, begleitet von dem alten Mann. „Entschuldigen Sie, dass ich so plötzlich davongestürmt bin.“ Er lächelte verlegen, während er seinem Begleiter seinen Stuhl hinschob und selbst stehen blieb. „Aber als ich diesen Herrn eben draußen vorbeikommen sah, fiel mir ein, was mein Sohn mir über ihn erzählt hatte. Dass er nämlich im vergangenen Sommer den Kindern Geschichten erzählt hatte, und dass diese Geschichten in Deutschland spielten oder zumindest begannen. Ich dachte, er kann uns vielleicht helfen.“

Nun schauten alle erwartungsvoll auf den Alten.

„Worum geht es denn?“, fragte dieser gelassen.

Da fasste der Ratsvorsitzende noch einmal zusammen, was der Grund für die Ratsversammlung war und welche Bedingungen sie sich für das Fest erdacht hatten.

Der Alte hörte schweigend zu. Als Steven verstummte, sagte er in die Stille: „Nun, wie Einige von euch wissen, bin ich Deutscher. Ich habe in Deutschland gelebt und gearbeitet, bevor ich hierherkam. Daher kenne ich die Traditionen meiner Heimat sehr gut und wüsste schon etwas, was hier gut passen würde.“ Er sah ein Ratsmitglied nach dem anderen an. „Einen Weihnachtsmarkt.“

„Einen was?“, fragte Steven verwirrt.

Der alte Mann erklärte kurz, aber nicht minder präzise, was es mit dieser Tradition auf sich hatte. Ein weiteres Ratsmitglied, eine dunkelhaarige ältere Dame, die sich als italienischstämmig herausstellte, erklärte, dass auch die Italiener eine langjährige Weihnachtstradition hätten, die von der deutschen nicht allzusehr abweiche. Ihres Wissens sei es die irischen Riten betreffend ähnlich. Sie schlug daher vor, diese Gründernationalitäten in die Feierlichkeiten mit einzubeziehen. Der Rat war sofort einhellig begeistert, und schneller als sonst hatte man einen Entschluss gefasst.

In den nächsten Wochen wurde eifrig geplant und organisiert. In den größeren Werkstätten wurden viele kleine Hütten und Verkaufsstände gebaut und schließlich auf dem Marktplatz errichtet. Auch drumherum herrschte reichlich geschäftiges Treiben. Der Vorschlag des alten Mannes hatte sich als Glücksgriff erwiesen. Die Arbeiten geschahen in großem Einvernehmen, und es wurden eine Reihe neuer Freundschaften geschlossen. Gemeinsam forschten die Familien nach traditionellen Rezepten für Gebäck und weihnachtliche Getränke. Die Älteren besuchten die Schulen und bastelten mit den Kindern traditionellen Weihnachtsschmuck ihrer jeweiligen Heimat, sangen mit ihnen alte Weihnachtslieder auf Irisch, Italienisch und Deutsch, und sie organisierten Kinderchöre für den Markt.

Am Ersten Advent dann wurde die mehrwöchige Festivität zum zweihundertjährigen Bestehen der Stadt mit der Eröffnung des Weihnachtsmarktes gefeiert. Der Alte hatte bei all den Vorbereitungen mit Rat und Tat zur Seite gestanden, doch an diesem Tag zeigte sich, dass dieser Markt seine Erwartungen aufgrund seiner Vielfalt und Internationalität weit übertraf.

Nun zog er sich in sein etwas abseits am Fluss stehendes Häuschen zurück, um sich auszuruhen.

Am Dritten Advent standen unerwartet einige Leute vor der Tür des Alten und klopfen verhalten. Etwas überrascht bat er sie herein. „Was kann ich für euch tun?“

„Wir haben eine Bitte an Sie“, begann ein junger Mann zu sprechen. „Der Heilige Abend fällt in diesem Jahr auf einen Samstag. Daher ist es ein Arbeitstag, an dem die meisten von uns bis mittags arbeiten müssen. Kurz gesagt: Viele von uns haben nicht die Möglichkeit, die

Weihnachtszimmer so zu schmücken, dass die Kinder es nicht mitbekommen. Wir dachten, Sie könnten uns da vielleicht helfen...“

„Das würde ich ja gern“, antwortete der Alte und hustete matt. „Aber ich wüsste nicht, wie.“

„Wir wollten Sie bitten“, ergriff eine junge Mutter nun das Wort, „dass Sie den Kindern am Nachmittag des Heiligen Abend eine ihrer Geschichten erzählen, sodass wir in der Zwischenzeit die Weihnachtsüberraschungen für unsere Kleinen vorbereiten können.“

Ein Schmunzeln huschte über das bärtige Gesicht des alten Mannes. „Diesen Gefallen will ich euch gerne tun. Ich finde es fantastisch zu sehen, wie ihr die weihnachtlichen Traditionen wiederaufleben lasst, und wie ihr euren Kindern die Weihnachtsgeschichte nahebringen wollt.“ Er strich sich bedächtig durch den zauseligen Bart. „Außerdem würde ich dieser Stadt gern etwas zurückgeben dafür, dass sie eine schöne, alte Tradition aus meiner Heimat hier aufleben lässt.“ Ein kleiner Hustenanfall unterbrach ihn.

„Sind Sie sicher, dass Sie das tun wollen?“ fragte eine Frau mit langen Zöpfen besorgt. „Sie scheinen mir recht krank zu sein.“

„Bis dahin sollte ich wieder gesund sein“, beruhigte sie der Alte. „Die Frage ist nur, wo ich mich mit den Kindern treffen kann, damit sie von eurem Tun nichts mitbekommen.“

Sie beratschlagten sich eine Weile, ohne dass sie zu einem Ergebnis gekommen wären. Schließlich schlug eine der Mütter vor: „Wie wäre es mit dem Saal unseres kleinen Theaters? Da dort zurzeit keine Gastspiele stattfinden, steht er doch leer!“

„Ja,“ erwiderte ein hagerer Mann mittleren Alters mürrisch, „aber es stehen auch keine Stühle darin. Und die defekte Heizung ist ebenfalls noch nicht repariert.“

Da wendete sich der Bürgermeister, der die Gruppe begleitet hatte, an den Alten: „Die Stadt könnte Feuerschalen zur Verfügung stellen. Ich würde dann ein paar Leute der freiwilligen Feuerwehr senden, die diese beaufsichtigen. Die Eltern könnten ihren Kindern ein paar Decken und Kissen mitgeben, dann könnten sie es sich alle auf dem Boden im Parkett gemütlich machen. Was halten Sie davon?“

Der Alte nickte, hüstelte unterdrückt und meinte: „Die Feuerschalen müssen wir dann bereits gegen Mittag entzünden, dann ist es bis zum Nachmittag schön warm.“ Er blickte in die Menge: „Sagt euren Kindern, dass ich sie am Heiligen Abend, pünktlich um zwei Uhr nachmittags, zu einer ganz besonderen Reise einlade. Sie beginnt im Zuschauerraum des Theaters.“

Wenige Tage später war es dann so weit. Über dem unbestuhlten Zuschauerraum des verlassenen Theaters schwebten in einigen Metern Höhe sieben große, bronzene Feuerschalen. Die darin prasselnden Flammen warfen ein verwünschtes Licht auf die Decke und die umgebenden Wände. Der rote Samtvorhang der kleinen Bühne war geschlossen. Davor stand ein großer, etwas durchgesessener Ohrensessel.

Kurz vor zwei Uhr war der Saal bereits ziemlich voll. Viele Kinder, aber auch vereinzelt Jugendliche und Erwachsene waren da. Eine weitere, größere Gruppe aufgeregt durcheinandertuschelnder Kinder verschiedenen Alters wurde von zwei Erwachsenen hineingeführt. Es waren die Bewohner des Waisenhauses der Stadt. Ein paar ältere Frauen, die alltags Kinder vollberufstätiger Elternpaare hüteten, hatten in drei großen, alten Kesseln Kakao gekocht und sogar selbstgebackene Kekse mitgebracht. Die Besucher kamen beim Hineinkommen an ihrem Stand vorbei und bekamen eine dampfende Tasse und einen Keks angeboten. Nicht wenige warfen, ohne darum gebeten zu werden, eine kleine Spende für das Waisenhaus in eine Dose, die auf dem Tisch bereitstand. Nach und nach wurden alle Türen des Saales geschlossen. Die Feuerwehrleute legten von den Rängen aus Tannenzweige in die Feuerschalen, woraufhin es knisterte und knackte und der ätherische Duft von Nadelgehölz durch den Raum wallte.

Gespannt blickten alle zum Eingang, in Erwartung des Alten vom Fluss. Hier und da klang noch das Gemurmel unterdrückter Unterhaltungen durch den Raum. Dazwischen knackte das brennende Holz. Ab und zu stoben kleine Funken auf, fielen wie winzige Sternschnuppen in

den Saal hinunter und verpufften, bevor sie den Boden erreichten. Der Duft des Kakaos, des Gebäcks und der überall verteilten Tannenzweige trug zusätzlich zu dieser ganz besonderen Stimmung bei. Nach und nach erstarben auch die letzten Gespräche, doch nichts geschah. Die Eingangstür bewegte sich nicht einen Deut, und es war nicht ein einziger Laut von dort zu hören.

„Ich hoffe doch, er ist noch rechtzeitig gesund geworden“, raunte die eine der beiden Kakaoköchinnen der anderen zu. „Ich habe gehört, dass er mit einer schweren Grippe im Bett lag.“

„Das habe ich auch gehört“, bekräftigte die andere. „Aber wenn er wirklich zu krank wäre, hätte er bestimmt abgesagt. Er liebt doch die Kinder! Er würde sie nicht einfach so im Stich lassen. Und dazu noch an Weihnachten!“ Sie nickte kräftig mit dem Kopf, als müsse sie sich selbst bestätigen und blickte hoffnungsvoll zur Tür.

„Seid willkommen“, erklang plötzlich die raue und zugleich weiche Stimme des Alten. Alle drehten sich erstaunt zur Bühne um. Da saß der Alte im Ohrensessel versunken, als säße er dort bereits seit Stunden. Das spärliche Spiel aus Licht und Schatten verhüllte ihn mehr, als dass es ihn zeigte. Vielmehr erkannten sie ihn an seiner Stimme und dem struppigen Bart, der den Widerschein der Flammen einfing. Er beugte sich etwas vor, und nun leuchteten seine Augen auf und ein schalkhaftes Lächeln umspielte seine Lippen. „Ich freue mich, dass so viele von euch gekommen sind, um mich auf meiner Reise zu begleiten. Bitte setzt euch so zusammen, dass ihr, mit den Kissen zwischen euch, in Sternform Rücken an Rücken sitzt. Es ist egal, wie viele von euch jeweils einen Stern bilden. Es ist nur wichtig, dass keiner allein bleibt.“ Er beugte sich ein wenig weiter vor und sein Lächeln vertiefte sich: „Die Älteren unter euch, die ihren Liebsten oder ihre Liebste dabei haben, lehnen sich einfach an die Wände und nehmen ihren Schatz fest in den Arm. Es ist nicht wichtig, ob ihr mich sehen könnt. Ihr müsst mich nur hören.“

Nach einer Weile eifrigem Scharren und Geraune hatten sich die jungen Menschen zu kleinen Gruppen und Pärchen zusammengefunden. Als alle saßen, ließ der Alte langsam den Blick über die bunte Zuhörerschar wandern.

Dann hob er mit warmer Stimme an: „Ich bitte euch nun, eure Augen zu schließen. Ich nehme euch jetzt mit nach Historyland. Einige von euch kennen es schon. Es ist das Land, in dem alle Sagen, Geschichten und Märchen gleichermaßen existieren. Es ist eine Welt, geschaffen durch Fantasie, gewachsen durch Traditionen, entstanden durch Neugierde, durch Hass und Liebe. Eine Welt, die gewachsen ist durch die Historie, die sich in jeder erzählten Geschichte entfaltet. Ich möchte euch heute von diesem fantastischen Land erzählen, das einmal von einem Brüderpaar gerettet wurde, indem die Beiden das, was das Herz dieses Reiches zerstören wollte, bekämpften und letztendlich besiegten. Diese beiden Jungen, Felix und Philipp, letzterer wird auch Chippolino genannt, sind Zwillinge. Durch eine Reihe unglücklicher Zufälle wuchs einer von ihnen in Historyland auf, während der andere in unserer realen Welt groß wurde. Ihr werdet sie, wenn ihr sie nicht schon kennt, während dieser Reise kennenlernen. Das Zusammenfinden der beiden Zwillingenbrüder und die Rettung Historylands war ein sehr abenteuerliches und extrem gefährliches Unterfangen. Einigen von euch habe ich die ganze Geschichte bereits erzählt, Andere kennen die beiden Jungen vielleicht von anderen Abenteuern, von denen ich euch in den letzten Jahren mal hier und da berichtet habe.

Doch nun nehme ich euch mit auf eine mindestens ebenso abenteuerliche Reise der Beiden, die sie noch weiter fort von ihrem Zuhause führt. Sie geraten in eine andere Welt, um dort etwas zu suchen, was noch nie jemand vor ihnen gefunden hat. Die Geschichte berichtet von der Suche nach etwas, das jeder braucht, das jeder kennt und das doch niemand sucht, da es, je nach Blickwinkel, gleichermaßen kostbar wie wertlos erscheint. Es hat weder eine Farbe noch einen eigenen Geruch oder gar einen Geschmack - und doch ist es das Wichtigste, das es gibt. Und dieses so immens wichtige Etwas finden zu müssen, ohne genau zu wissen, wie und

wo, das macht die Suche der Brüder so einzigartig. Sie ahnen nicht, dass ihre Suche sie viel weiter fortführen wird, als sie es sich vorstellen können. Dass sie zu einem Ort in Historyland vordringen müssen, der auch ihre eigene Welt im Gleichgewicht hält. Und dass sie diesen Ort retten müssen. Denn nicht nur ihr eigenes Schicksal, sondern das Schicksal Aller liegt letztlich: *In Gottes Hand.*“

Die Feuer knisterten plötzlich lauter, als ob auch sie die Geschichte kaum erwarten könnten. Ein grünlicher Lichtschein schlich sich über die Wände, und der Geruch von feuchtem Gras mischte sich vage unter die weihnachtlichen Düfte im Saal.

Kaum mehr als flüsternd drang die Stimme des Alten an ihre Ohren: „Lauscht und seht mit dem Herzen. Die Reise beginnt...“

1. Kapitel

- Die Rückkehr -

Seit Stunden wälzte er sich herum, ruhelos, grübelnd, grimmig, wütend. Seine Wange schien immer noch von der Ohrfeige zu glühen.

„Fass mich bloß nie wieder an“ hatte sie gerufen. „So einer wie du ist meiner nicht wert! Du bist keiner von uns!“

Schmerzhaft dröhnte das höhnische Lachen der anderen in seinen Ohren wieder. Sie hatte ihn geschlagen! Vor allen anderen auf dem Markt! Grundlos! Er hatte nichts getan, außer, seinen Arm um ihre Hüfte zu legen. Fahrig fuhr er sich mit der Hand über die Wange, die vor ein paar Stunden noch vor Schmerz gebrannt hatte. Sie hatten ihn ausgelacht. Allesamt.

„Du bist keiner von uns!“ Immer wieder hallten ihm diese Worte durch den Kopf. „Du bist keiner von uns!“ Wenn sie wüsste, was für eine tiefe Wunde sie mit diesen Worten bei ihm aufgerissen hatte!

In diesem Moment hasste er sich. Für das, was er war. Dafür, dass er war, wer er war. Er kam weder wirklich von hier, noch wirklich von dort. Er gehörte zu keiner Seite. Und das, obwohl er die andere Seite noch nicht einmal je gesehen hatte. Er konnte nicht dorthin, er war auf dieser Seite gefangen. Dass es überhaupt eine andere Seite gab, hatte er irgendwann durch Zufall herausgefunden. Zunächst hat ihn dies nicht gestört, immerhin hatte es Einiges erklärt. Sein Anderssein. Doch dann wurde es unter seinen Leuten bekannt, dass er ein Mischwesen war, und ab da hatten sie ihn wie einen Ausgestoßenen behandelt.

Er warf sich wütend auf den Rücken und starrte an die Decke. „Ich werde es ihnen schon zeigen! Irgendwann werden sie alle mich um Verzeihung bitten!“ Er seufzte. „Aber wie stelle ich das an?“ Seit Jahren schon schlug er sich als Gaukler durchs Leben. Sein Vater war gestorben, als er gerade seinen zwölften Sommer erlebt hatte, seine Mutter hatte er nie kennengelernt. Von seinem Vater wusste er, dass sie bei seiner Geburt gestorben war. Er hatte viel von ihr erzählt. Nach dem Tod des Vaters war er auf einem Markt an ein paar Gaukler geraten. Sie hatten ihn gelehrt, wie man mit einfachen Tricks den Leuten das Geld aus der Tasche zog, und als er sich nicht allzu ungeschickt angestellt hatte, hatten sie ihn in ihre Truppe aufgenommen. Aber vollkommen akzeptiert hatten auch sie ihn nicht.

So hatte er, sobald sich eine Gelegenheit ergeben hatte, begonnen, allein mit einem klapprigen Wagen und einem alten Pferd durch das Land zu ziehen. Das Gespann hatte er einem Zigeuner beim Kartenspiel abgewonnen. Natürlich hatte er getäuscht, aber sein Gegenspieler war zu betrunken gewesen, um es zu bemerken. Noch in derselben Nacht war er mitsamt Wagen und Pferd verschwunden. In den folgenden Jahren hatte er viele Regionen des Landes gesehen, hatte unzählige Menschen getroffen, hatte auf Märkten seine Kunst gezeigt. Gelegentlich hatte er sich der einen oder anderen Gruppe angeschlossen, doch irgendwie, ob es sich durch vage Gesten, dümmliche Zurufe oder auch durch Handgreiflichkeiten ergeben

hatte, war dieses Glück des Zusammenseins jedes einzelne Mal recht schnell zerplatzt, und er war wieder allein gewesen.

„Du bist keiner von uns!“ Immer wieder verfolgte es ihn. Er war an so vielen Orten und doch niemals irgendwo wirklich erwünscht.

Wütend klopfte er das Kleiderbündel unter seinem Kopf zurecht, das ihm in der Hängematte, die in seinem Wagen anstelle eines Bettes hing, als Kopfkissen diente. Grimmig murmelte er vor sich hin: „Ich bin keiner von euch? Von wegen! Bald werdet ihr betteln, zu mir zu gehören! Ich werde ein König unter euch sein... Ihr werdet schon sehen.“

Genüßlich malte er sich vor seinem inneren Auge aus, wie das fahrende Volk ihn unterwürfig darum anflehte, auf dem gleichen Markt wie er selbst auftreten zu dürfen. Wie die Frauen zu ihm kämen, sich an ihn schmiegen, nur, um ihm nahe zu sein. Geld, Geschmeide, kostbare Kleidung und gutes Essen würden ihm dargereicht, sie trügen ihn in einer Sänfte und flehten ihn an, dass er ihnen einen kleinen Teil seiner Kunst zeigen möge.

Mitten in diesen Traum hinein drängte sich unversehens eine leise, kalte Stimme: „Ich kann dir helfen, Ajtim.“

Er riss die Augen auf, blickte sich hektisch um, wobei die Hängematte bedenklich ins Schwanken geriet. „Wer ist da?“

„Ich kann dir helfen. Vertraue mir.“

Ajtim schwang sich aus der Matte, zündete eine Lampe an und leuchtete in jeden Winkel seines Wagens, aber es war niemand da.

„Mach das Licht aus, entspanne dich und höre mir einfach zu.“

„Dir zuhören?“, schrie er atemlos, während er sich hektisch um sich selbst drehte, um den Ursprung der Stimme zu ergründen. „Warum sollte ich jemandem zuhören, den ich nicht einmal sehen kann?“

„Vertraue mir einfach.“

„Vertrauen? Pah! Ich vertraue niemandem! Und am wenigsten irgendwelchen Stimmen, die ich höre, ohne zu sehen, woher sie kommen!“

„Setz! Dich! Hin!“, donnerte die kalte Stimme plötzlich. Ein Windstoß fuhr durch den Wagen und löschte das Licht. Ajtim ließ sich zitternd, aber folgsam wie eine Marionette auf einen Schemel sinken. Kalte Schauer jagten ihm über den Rücken.

„Nun höre mir gut zu: Suche dir ein Wesen, das zweierlei magische Kräfte in sich trägt. Ein Mischwesen, das das Böse und Hinterhältige mit dem Guten und Reinen in seinem Innern vereint. Bringe dieses Wesen dazu, dir zu helfen.“

„Ja, Herr.“ Ajtims Stimme klang ganz anders als sonst. Er starrte unverwandt in die Finsternis, ohne etwas zu sehen. „Wo werde ich dieses Wesen finden?“

„Ziehe mit deinem Gespann zum Markt von Ellav, am Fluss Haras. Dort wirst du es finden. Sobald du es unter deine Kontrolle gebracht hast, werde ich dir mitteilen, was ihr zu tun habt.“

Ajtim lauschte noch einige Minuten in die Dunkelheit, doch die Stimme hatte nichts mehr zu sagen. Also erhob er sich, kletterte auf den Kutschbock und machte sich auf den Weg.



Vogelgezwitscher weckte ihn. Das war für Chippolino nichts Ungewöhnliches, aber dennoch war heute etwas anders. Es klang irgendwie gedämpfter. Langsam wurde er wach, aber seine Augen wollten sich noch nicht öffnen. Der Boden, auf dem er lag, fühlte sich seltsam weich an. Seine Hände tasteten herum und bekamen eine Decke und ein dickes Kissen zu fassen. Als er die Augen aufschlug, fiel sein Blick auf eine weiß gestrichene Zimmerdecke. Es dauerte einen Moment, bis er sich wieder erinnerte, wo er sich befand. Dies war sein Zimmer. Sein Bett. Und das Vogelgezwitscher wurde durch das angelehnte Fenster und eine Gardine gedämpft.

Langsam fiel ihm alles wieder ein. Seit etwa sechs Monaten lebte er nun in der neuen, seiner eigentlichen Welt. Es war so viel passiert in dieser Zeit! Die ersten Tage in seinem neuen Zuhause waren vor allem anstrengend für ihn gewesen. So viel Unbekanntes war auf ihn eingedrungen! Es fing mit Kleinigkeiten an: Er musste lernen, wie Duschen und Toiletten funktionierten. Oder Lichtschalter. Diese Dinge hatte er in seinem Leben bei den Indianern nicht gekannt. Zum Glück hatte sein Zwillingsbruder noch ein paar Wochen Ferien, sodass sie zusammen diese für ihn komplett neue Welt erkunden konnten. Der Straßenverkehr und die Geschwindigkeit, mit der sich die Fahrzeuge dort bewegten, hatten ihm zunächst Angst bereitet. Er hatte lernen müssen, was die verschiedenen Schilder und was Ampeln bedeuten, was welches Geldstück und welcher Schein wert ist, wie man in einem Supermarkt einkauft. All die alltäglichen Dinge in Felix' Welt, die er noch nicht kannte.

Um ihm ein offizielles Dasein in ihrer Welt zu ermöglichen, hatte der Vater alle Schränke nach Papieren durchsucht und hatte den Mutterpass ihrer Mutter gefunden, der die Geburt von Zwillingen belegte. Es gelang ihm, den Behörden weiszumachen, der Junge sei bei Verwandten im Ausland aufgewachsen und ihm seien die Papiere abhandengekommen. Nun hatte Chippolino zum ersten Mal im Leben einen Pass. Natürlich lautete er auf den Namen Philipp.

In den darauffolgenden Wochen hatten sein Vater Cornelius und sein Großvater Achilles ihm, so gut es ging, das Rechnen und das Schreiben beigebracht. Er hatte zwar die ‚Zeichen des weißen Mannes‘ und auch dessen Zahlen schon früher erlernt, aber er hatte dieses Wissen nie anwenden müssen. Zum Glück schien er besonders für das Rechnen eine Begabung zu haben, sodass er die Grundrechenarten und sogar das Bruchrechnen schnell erlernte. Genau wie sein Bruder hatte er bald auch seine Leidenschaft für das Fußballspielen entdeckt, und an Ausdauer mangelte es ihm wahrlich nicht.

Zu Philipps Erleichterung gab es im Garten einen geräumigen Schuppen, in dem er Blacky, sein Reittier, das er aus Historyland mitgebracht hatte, unterbringen durfte. Oft, wenn ihm all das Neue zu viel wurde, war er über die schmalen Fußwege in den Schwarzwald hineingeritten, um dann durch kleine Täler, über Bergkämme und an Flussläufen entlang herumzustreunen. Dann war er sich manchmal wieder vorgekommen wie zu Hause, in seiner alten Welt. Sie fehlte ihm so! Auch wenn seine Familie alles tat, um ihm die Eingewöhnung zu erleichtern. Sie ließen ihm alle Zeit und den Abstand, den er für sich brauchte. Und doch vermisste er sein altes Leben mit keinem Tag weniger. Die freie Natur, seinen Bruder Vulpino, die Tiere, und vor allem Kimmineva. Sein Vater hatte ihm erklärt, wie er jederzeit nach Historyland kommen könne, doch bisher hatte er noch nicht die Zeit und den Mut gefunden, allein dorthin zurückzukehren. Was würde ihn dort erwarten? Wieviel Zeit war in seiner alten Welt vergangen? Hätte er allein die Kraft, den Schritt zurück in diese ihm noch so neue und ungewohnte Welt zu machen?

Nur knapp eineinhalb Monate nach ihrer Rückkehr hatten sie auch noch umziehen müssen, da ihr Vater eine Stelle in den USA angenommen hatte. Glücklicherweise lebten sie dort in einer kleinen Stadt, die einmal von Landsleuten gegründet wurde, und in der nach wie vor neben Englisch auch Deutsch gesprochen wurde. Auch die Schule, auf die sie nun gingen, unterrichtete zweisprachig. Dies und ihr gemeinsames Fußballspielen in der Schulmannschaft machte es den beiden Brüdern leichter, sich an die neue Sprache und die nun für beide ungewohnte Umgebung zu gewöhnen. Ihr Großvater, der weiterhin in seinem Haus in Deutschland wohnte, weilte zurzeit für einen längeren Besuch bei ihnen.

Wieder wanderten seine Gedanken zu seiner Freundin. Wie es ihr wohl ging? Bisher hatten sie von hier aus noch keinen Übergang nach Historyland finden können. Hoffentlich hatte sie ihn nicht vergessen! Er spürte einen Stich im Herzen und blickte durch das Fenster nach draußen. Viele der bunten Blätter an den Bäumen waren schon abgefallen. Nackte Zweige bildeten ein schwarzes Muster vor dem dämmrigen Himmel und zeigten deutlich an, dass der Herbst langsam in den Winter überging. Es war Samstag, sodass er heute nichts Besonderes

vorhatte, und er schloss die Augen erneut, um noch etwas zu dösen. Doch auch nach längerem Herumwälzen war er immer noch wach. Er warf einen Blick zu seinem Bruder hinüber, mit dem er sich das Zimmer teilte. Der schlummerte noch tief und fest, eng in seine Decke eingerollt. Leise, um den Bruder nicht zu wecken, stand er auf, nahm seine Kleidung vom Stuhl und schlich sich hinaus auf den Flur.

Er fühlte sich in der hiesigen Kleidung nach wie vor verkleidet und schwitzte in den Pullovern und Hosen, da er die Materialien nicht gewohnt war. Deshalb war er immer froh, wenn er die Kleidung aus Historyland wieder anziehen konnte. Darin fühlte er sich nach wie vor wohl.

Kaum hatte er sich die heimische Kleidung übergezogen, schlich er die Treppe hinunter und eilte, wie eigentlich jeden Morgen, hinüber zum Stall. Da sie nun auf einer kleinen Farm lebten, war die Unterbringung von Blacky noch problemloser als zuvor in Deutschland. Neben Blacky stand ein weiteres Pferd. Der Vater hatte es Felix geschenkt, damit seine Söhne gemeinsam ausreiten und die Gegend erkunden konnten, während er arbeitete. Felix' Reittier war eine kleine, karamellfarbene Stute, die nicht nur genauso groß war wie Blacky, sie hatte auch eine ebensolche schneeweiße Mähne und einen ebenso gefärbten Schweif. Auf diesen Tieren ritten sie auch zur Schule, was in einer Stadt, die wie die ihre am Rand der Wüste lag und sehr ländlich geprägt war, ganz normal war.

Tau überzog das Gras und benetzte seine Hosenbeine. Die Luft roch frisch und klar. Kein Windhauch bewegte die kleinen Blätterhaufen auf dem Hof, und er genoss mit geschlossenen Augen die Stille. Für einen Moment war er wieder auf der Koppel beim Volk der Winde, ganz allein mit sich und der Natur. Langsam ging er weiter und öffnete die Tür der Stallung. Die aufgehende Sonne lugte um eine der Ecken, sodass das Innere des Gebäudes in tiefer Finsternis zu liegen schien. Vorsichtig trat er ein und rief: „Guten Morgen, mein Lieber! Hast du Lust auf einen schönen Ausritt?“ Er erhielt ein Wiehern von Melis, dem Pferd seines Bruders, als Antwort. Aber nur das.

Eine leichte Unruhe machte sich in Chippolinos Innerem breit. Er tappte weiter hinein in den dunklen Stall. Es dauerte einen Moment, bis seine Augen sich an das dunkle Zwielflicht gewöhnt hatten und er etwas erkennen konnte. Die Tür zu Blackys Box stand weit offen. Das Heu am Boden war zerwühlt, und Blacky war nirgends zu sehen. Er brauchte einen Moment, um zu begreifen, was geschehen war. Er machte zwei schnelle Schritte vorwärts, ließ seinen Blick in der ganzen Lagerstatt des Pferdes kreisen, rannte dann durch die gesamte Stallung und schaute in jede Ecke. Es brauchte einen weiteren Moment, bis ihm klarwurde, dass er Blacky hier nicht mehr finden würde.

Er rannte über den Hof auf das Haus zu, stürmte hinein, sodass die Tür an die Wand schlug: „Vater! Blacky ist verschwunden!“

Sein Vater kam ihm mit einer leeren Kaffeekanne in der Hand auf dem Flur entgegen. „Was sagst du? Was ist passiert?“

Mit einem Anflug von Panik in der Stimme keuchte Chippolino: „Ich wollte mit Blacky einen kleinen Ausritt machen. Doch als ich reinkam, war nur Melis da! Blackys Box stand offen und war leer. Das Stroh war völlig zerwühlt, aber ringsum gibt es von ihm keine Spur!“

Inzwischen waren sein Bruder und der Großvater in Schlafanzügen die Treppe herabgekommen. Ohne viele Fragen zu stellen, entschied Achilles: „Wir ziehen uns schnell etwas über und suchen ihn. Aber wir sollten uns beeilen, damit wir sie noch finden.“

„Sie?“, fragte der immer noch verschlafen aussehende Felix.

„Ja, sie. Diejenigen, die Blacky geholt haben. Er läuft nicht einfach so davon, auch wenn er die Freiheit liebt. Das würde er Philipp niemals antun. Also muss ihn jemand genommen haben.“

„Aber wer? Und warum?!“ Chippolinos Stimme kippte vor aufkeimender Angst.

„Ich weiß es nicht. Aber ich vermute, dass es niemand von hier ist.“ Während er eilig seine Kleidung zusammenraffte, präzisierte er: „Auch wenn Blacky hierzulande nicht mehr über seine magischen Kräfte verfügt, so ist er dennoch kein normales Pferd. Und er hätte deinen

Bruder bestimmt telepathisch um Hilfe gerufen, wenn gewöhnliche Diebe ihn gestohlen hätten. Lass dir von einem erfahrenen Historyland-Reisenden eines sagen: Das muss jemand gewesen sein, der über besondere Kräfte verfügt. Anders kann man ein solches Tier nicht geräuschlos verschwinden lassen.“

Das leuchtete allen ein, auch wenn es ihre Sorgen um das geliebte Tier nicht gerade schmälerte. Während Felix sich hastig anzog, liefen Chippolino und sein Vater bereits zum Stall hinüber, um nach Spuren in der Umgebung zu suchen. Sie konnten zunächst nichts finden, doch dann stutze Chippolino. Das Türschloss schimmerte unnatürlich hell in der aufgehenden Sonne.

„Großvater, schau mal! Was ist das?“ fragte Chippolino den direkt nach ihm Eintreffenden Achilles.

Der murmelte betroffen: „Lichtmagie! So etwas habe ich schon ewig nicht mehr gesehen.“

Auf die fragenden Blicke der anderen erläuterte er: „Lichtmagie ist eine Zauberkraft, die von Elfen und Kobolden genutzt wird. Mithilfe von warmem oder kaltem Licht dehnen sie die Schlösser so, dass die Schlüssellöcher sich zu einer Art magischem Durchlass verformen. So kommen sie völlig geräuschlos in Häuser hinein und auch wieder hinaus. Und die einzige Hinterlassenschaft ist dieses schwache Nachglühen. Somit haben wir hier den Beweis, dass wir es mit Wesen zu tun haben, die nicht aus unserer Welt kommen. Wir sollten uns umsehen, ob wir einen Hinweis finden, wohin sie gegangen sein könnten. Denn eines ist klar: Hier muss irgendwo ein Übergang sein.“

Sie teilten sich auf. Felix lief den Weg zur Straße hinunter, Chippolino suchte die Umgebung rund um den Stall ab, und Vater und Großvater umrundeten das Haus und schauten sich im weitläufigen Garten um. Da streifte etwas Cornelius' Blickfeld. Er ging näher, dann rief er die Jungen und zeigte auf die Pforte.

„Das ist ein Schweifhaar von Blacky!“ stieß Philipp atemlos hervor. Schon stürmte er durch die Pforte und den Pfad entlang, der von der Farm in die nahegelegenen Berge führte. „Chippolino, warte!“ rief der Vater. „Wir müssen auch am Wegesrand nach Spuren suchen.“ Keuchend lief er dem Jungen hinterher. „Die Canyons sind viel zu weitläufig, als das wir einfach draufloslaufen können!“ Erst nach einigen hundert Metern, als der Pfad abrupt endete, holte er ihn ein.

Chippolino stand schwer atmend da und blickte sich suchend am Boden um. Dabei fluchte er halblaut vor sich hin: „Kein einziger niedergetretener Grashalm, kein einziges Haar, einfach nichts! Das kann doch nicht wahr sein!“

Die anderen schlossen zu ihm auf und schauten sich ratlos um. Plötzlich erstarrte Achilles und raunte: „Psst! Seid mal leise!“ Also standen sie eine Weile bewegungslos da.

„Was ist denn?“ fragte Chippolino nach einer Weile ungeduldig.

„Seid mal leise“, zischte sein Großvater erneut, „hört ihr das denn nicht?“

Sie hatten keine Ahnung, was er meinte. Dann ging Achilles ein paar Schritte auf einen Baum zu, dessen Wurzeln von hohen Gräsern und Blumen umwachsen waren. Als sie ihm lautlos folgten, blieb er plötzlich stehen. Sein Blick war konzentriert zu Boden gerichtet, wobei er den Kopf leicht zur Seite geneigt hatte, als würde er gleichzeitig lauschen. Die anderen folgten ihm vorsichtig und sahen ebenfalls zu Boden, doch sie erkannten erst auf den zweiten Blick, wo der Großvater hinstarrte. Zwischen hohen matt graublauen Gräsern verbargen sich winzige blaue und weiße Stiefmütterchen, doch direkt vor Achilles' Füßen wuchs zwischen den Gräsern und Stiefmütterchen eine einzelne, kleine, silbrig funkelnde Blume. Sie glänzte wie ein Diamant. Als Achilles einen weiteren Schritt näherkam, fiel sein Schatten auf sie. Blitzschnell zog die Blume sich ins Erdreich zurück. Achilles trat einen Schritt zurück, sodass das Sonnenlicht die Stelle, an der die Blume verschwunden war, wieder erreichen konnte. Sofort tauchte das seltsame Gewächs wieder auf und begann hin und her zu schwingen. Die Köpfe der Stiefmütterchen, die in ihrer unmittelbaren Nähe standen, wippten

zwar ebenfalls ein wenig im Wind, doch diese Blume schwang rundherum, als würde sie tanzen.

„Eine singende Pflanze“, murmelte Archilles verblüfft.

Chippolino fragte verblüfft: „Sie singt? Aber ich höre nichts!“

„Ich schon“, erwiderte Archilles abwesend und lauschte.

„Was singt sie denn?“, fragte Felix.

Sein Großvater hatte die Augen geschlossen und antwortete nicht. Die Jungen sahen sich verwirrt an. Da begann Archilles konzentriert und mit geschlossenen Augen zu rezitieren:

Das Licht der Sonne kann uns alles geben

Wo seit Menschengedenken schon Menschen leben

Die Nacht vermag es nicht, das Licht zu töten

Auch nicht im Tal der nasstrock'nen Böden

Hier hinein führt der Weg - doch nicht hinab

Es ist weder Anfang noch kaltes Grab

Nur wer vorangeht, findet auch den Weg zurück

Und vielleicht bringt es einem Freund das Glück

Archilles verstummte, wartete noch einen Moment, dann öffnete er die Augen und meinte:

„Das ist alles. Sie wiederholt nur immer wieder denselben Text.“

„Und warum ist sie hier? Ich meine... wie kam sie hierher, und was will sie hier?“ fragte Felix.

„Sie ist ein Hinweis“, antwortete sein Großvater leise. „Warum und von wem, weiß ich noch nicht. Aber sie ist definitiv nicht von hier.“

„Und was bedeutet dieses eigenartige Gesänge nun?“ fragte Chippolino.

„Es soll eine Hilfe für uns sein. Jemand will uns auf die Spur derer bringen, die unseren Freund gestohlen haben. So zumindest verstehe ich die letzte Zeile.“

„Okay... hast du noch etwas verstanden?“

Archilles nickte bedächtig. „‘Wo seit Menschengedenken schon Menschen leben‘. Also, ich weiß, dass hier in den Bergen schon Menschen lebten, sehr lange, bevor die weißen Eroberer kamen. Vielleicht ist das damit gemeint. Eine alte Indianerstätte...“ Er rieb sich nachdenklich das Kinn. „Vielleicht wirkt dort noch irgendeine alte Magie, denn die Pflanze sagt: ‚Die Nacht vermag es nicht, das Licht zu töten‘. Und sie spricht vom ‚Tal der nasstrockenen Böden‘. Ein Tal kann man nur in den Bergen finden, also müssen wir wohl in die Berge hinein.“

„Aber wo denn? Wie finden wir das heraus?“ rief Felix ungeduldig.

„Nun“, überlegte Chippolino, „auch wenn solche Stätten immer sehr versteckt lagen, so musste man sie, das habe ich beim Volk der Winde gelernt, trotzdem gut erreichen können, da dort auch Bestattungen begangen wurden.“

Da mischte sich Archilles ein: „Das können wir alles unterwegs besprechen. Philipp und ich gehen voraus und suchen nach Spuren oder Zeichen, da wir durch unsere lange Zeit bei den Indianern die meiste Erfahrung im Fährtenlesen haben.“

Ohne Zögern stimmten die anderen zu, und sie brachen gemeinsam auf.

Unterwegs wendete sich Felix an Cornelius: „Vater, warum konnte nur Großvater den Gesang dieser Blume hören, und wir nicht?“

„Das liegt an seinem Sternzeichen“, schmunzelte Cornelius. „Wie du weißt, ist er im Oktober geboren, und somit ist sein Sternzeichen die Waage. Sie gehört zu den Zeichen, die für das Element ‚Luft‘ stehen. In Historyland konnte er aus dem Klang der Natur die Geschichten heraushören, die die Natur zu erzählen hat. Das Rauschen der Wälder, das Plätschern der Wasserläufe oder das Grollen entfernter Gewitter, all das trug der Wind ihm zu, ineinander verwoben als Geschichten. Ich weiß noch, wie ich ihn um diese Fähigkeiten beneidete, als er die ersten Male mit ihm in Historyland war. Doch dann entdeckte ich meine eigenen

Fähigkeiten. Zudem stellte ich bald fest, dass seine Besonderheit Fluch und Segen zugleich ist.“ „Wieso das?“

„Weil du durch den Wind zwar viel erfährst, ihn jedoch nicht dazu befragen kannst.“

„Wie meinst du das“, fragte Felix.

„Nun, die Fähigkeit, mit Tieren zu sprechen, bedeutet, dass wir sie um Hilfe bitten oder sie mit Aufträgen in die Welt hinausschicken können. Die Fähigkeit, die Geschichten zu hören, die der Wind mit sich trägt, bedeutet lediglich, dass man sehr viel erfährt. Aber das bedeutet nicht, dass man die Informationen, die man benötigt, jemals bekommt. Wenn man zum Beispiel jemanden sucht, dann kann man das Glück haben, dass zum Beispiel ein Fluss von dieser Person erzählt, weil sie zuvor auf ihm reiste. Aber wenn man nicht im exakt richtigen Moment zuhört, erfährt man nichts. Deshalb konnte dein Großvater, genauso wenig wie ich, deinen Bruder finden. Philipp ging damals in einem Wald verloren, doch in dem Moment, als die Bäume darüber sprachen, und der Wind ihre Unterhaltung durch Historyland trug, war er nicht zugegen. Das meinte ich damit, dass diese Fähigkeit zwar nützlich sein kann, aber nicht unbedingt weiterhilft.“

Felix nickte verstehend.

Nach einer Weile des versunkenen Schweigens fragte Felix erneut: „Warum konnte Großvater die Pflanze verstehen? Unsere Kräfte wirken doch in dieser Welt nicht. Ich kann hier doch auch nicht mit den Tieren sprechen.“

Cornelius legte grübelnd seine Stirn in Falten. Nach einer Weile antwortete er: „Ich vermute, dass es daran liegt, dass diese Blume aus Historyland stammt. Schließlich könnt ihr beide auch mit Blacky sprechen, nicht wahr?“

Sein Sohn nickte bejahend.

„Na siehst du. Dann ist es wohl so, dass unsere Fähigkeiten bei Lebewesen aus Historyland funktionieren, egal in welcher der beiden Welten.“

Nach ein paar Stunden des mühsamen Entlanghangels an vagen Spuren lehnte sich der Alte erschöpft an eine staubige Felswand. Er wollte schon weitergehen, als er sah, dass dort, wo er den Staub verwischt hatte, farbige Linien hervorschwimmten. Vorsichtig wedelte er den restlichen Staub weg und legte eine kleine Zeichnung frei. Sie zeigte eine Landschaft mit mehreren kleinen Seen. Zwei fingerartige Streifen, zwischen denen eine schwarze Linie hindurchführte, ähnelten in ihrer Form dem Canyon, an deren Eingang sie sich befanden. Er winkte die anderen heran und sie beschlossen, der Linie auf der Zeichnung zu folgen, also den Canyon zu durchqueren. Mittlerweile hatte die Sonne sich ein gutes Stück über den Himmel gearbeitet, doch die Felswände waren hier so hoch, dass ihre Strahlen nicht bis zu ihnen herabreichten. Eine schattige Kühle begleitete sie. Unterwegs entdeckten sie noch weitere Zeichnungen, die teilweise seltsame Geschöpfe und Pflanzen zeigten, die es in dieser Gegend eigentlich gar nicht geben konnte. Schließlich fanden sie sogar Fabelwesen auf den Malereien.

„Ich glaube, das ist wirklich der Weg zu einem Tor nach drüben“, murmelte Achilles.

„Anders kann ich mir diese Zeichnungen nicht erklären.“

Vor ihnen breitete sich ein See aus. Sie stiegen hinab zu seinem Ufer und begannen dort entlangzugehen, um im und am Wasser nach Spuren von Tieren oder weiteren magischen Pflanzen Ausschau zu halten. Nach einer knappen halben Stunde hatten sie das Gewässer umrundet, ohne etwas Besonderes gefunden zu haben. Während sie sich irritiert nach neuen Wegmarken umsahen, meinte Cornelius plötzlich: „Das hier muss es sein! Dieser See hier!“

Das Wasser lag still und bewegungslos vor ihnen. Es sah aus, als stünden sie vor einer feucht glänzenden Marmorplatte.

„Warum glaubst du, dass wir hier richtig sind?“ sah Felix seinen Vater zweifelnd an. „Ich meine, das ist doch nur ein schmuddeliger Tümpel. Davon gibt es hier mehr als genug. Und sie sehen alle gleich aus.“

Doch Cornelius schüttelte nur kurz den Kopf, hockte sich nachdenklich am Ufer nieder und schöpfte eine Handvoll Wasser heraus. Irritiert blickte er auf das Nass in seiner Hand, schüttete es schließlich weg. Dann ging ein paar Schritte auf einen Geröllhaufen zu und suchte darin herum. Die anderen verfolgten ratlos sein Tun.

Archilles fragte: „Wonach suchst du?“ Doch er erhielt keine Antwort.

Plötzlich hielt Cornelius einen leicht ausgehöhlten, weißen Stein in der Hand, blies feinen Sandstaub aus dessen Mulde und rieb ihn an seinem Hemd gründlich sauber. Dann ging er zurück zum Wasser. Diesmal schöpfte er mit dem Stein in dem kleinen See und betrachtete dann das Wasser in der natürlichen Steinschale. Dann rief er den anderen zu: „Es ist braun!“

„Was meinst du?“ fragte Chippolino.

„Das Wasser! Es ist nicht dreckig, es hat tatsächlich eine braune Färbung! Sieh mal!“ Er hielt ihm die Schale entgegen. „Der Boden der Schale ist immer noch ganz sauber. Keine Sedimente oder sonst etwas, das Wasser normalerweise trübt. Das Wasser selbst ist braun!“ Die anderen konnten nur zustimmen.

„Woher wusstest du, dass es dieser See sein muss und nicht einer von den anderen Tümpeln hier ringsum?“

„Weil das Wasser hier keine Wellen schlägt.“

Verdutzt schauten ihn seine Söhne an. „Vorhin“, begann er zu erklären, „als wir hier am Ufer entlang gingen, wehte ein leichter Wind. Auf allen Gewässern kräuselte sich die Wasseroberfläche, nur hier nicht. Seht euch um!“ Er deutete in einem weiten Bogen um sich. Nach einer Weile regte sich ein Lüftchen und es zeigte sich, was er meinte. Überall wiesen die Tümpel die typischen Kräuselungen der Oberfläche auf, die sie bei Wind nun mal hatten. Nur bei dem See vor ihnen blieb die Oberfläche glatt wie ein Spiegel.

Archilles tauchte seine Hand hinein, doch auch dann gab es keinerlei Wasserbewegung um sein Handgelenk herum. Bestätigend nickte er: „Du hast recht. Dieser See gehört nicht in diese Welt. Ich vermute, es ist tatsächlich ein Zugang nach Historyland.“

„Aber wie kommen wir hinüber?“, fragte Chippolino.

„Das finden wir nur heraus, wenn wir auf seinen Grund tauchen“, antwortete Cornelius. Auf den skeptischen Blick seiner Jungen fügte er aufmunternd hinzu: „Ich weiß zwar nicht, wie tief dieser See ist, aber habt keine Sorge. Wir werden das schon schaffen.“

„Hör zu, Cornelius“, wandte sich Achilles an seinen Sohn. „Du und deine Jungen, ihr reist unverzüglich zurück nach Historyland, um Blacky zu suchen. Ich komme nicht mit. Ich muss leider morgen schon nach Deutschland zurückkehren.“

Er nahm seinen Sohn in den Arm und streckte den anderen nach den Jungen aus, bis sie zu viert eng umschlungen zusammenstanden. „Wenn ihr Hilfe braucht“, mahnte er, „gebt mir über die Verbindung durch das Volk des Meeres Nachricht.“

Die drei nickten.

„Ich werde jeden Tag einmal zur Höhle unter dem Hirschsprung wandern.“ Er löste sich aus der Umarmung und wandte sich zum Gehen. „Viel Glück“ wünschte er ihnen, und während er schon wieder den Hang hinaufstieg, rief er ihnen zu: „Und findet mir Philipps treuen Freund gesund und munter!“

Sie sahen ihm kurz nach, dann nahmen sie sich an den Händen und wateten in den See hinein. Das Ufer fiel steil ab, und bald mussten sie schwimmen. Nach kurzer Zeit hatten sie die Mitte des Gewässers erreicht, holten tief Luft, nickten sich zu und tauchten gemeinsam nach unten. Mit kräftigen Zügen stießen sie sich hinab, wobei es bereits nach knapp zwei Manneslängen so dunkel um sie herum wurde, dass sie so gerade noch ihre schemenhaften Umrisse sehen konnten.

Felix begann sich Sorgen zu machen, wie tief der See wohl noch sein würde, da seine Luft bereits begann, knapp zu werden. Doch unversehens hatte er das vage Gefühl, gar nicht mehr von Wasser umgeben zu sein. Um ihn herum war es einfach nur schwarz, aber auch trocken. Er erinnerte sich an seine erste Reise, auf der er ein sehr ähnliches Erlebnis hatte. Also

riskierte er es und holte vorsichtig ein wenig Luft. Es funktionierte. Kein Wasser. Nur schwarzes Nichts um ihn herum. Auch sein Bruder schien bemerkt zu haben, dass sie den See verlassen hatten, denn auch er holte gerade tief Luft, und auch ihr Vater folgte ihrem Beispiel. Sie stellten ihre Schwimmbewegungen zögernd ein und schwebten nun bewegungslos nebeneinander.

„Was jetzt? Wie geht es weiter?“ fragte Felix.

„Konzentriert euch auf unser Ziel. Und haltet euch gut an mir fest! Ich bringe uns an einen Ort in Historyland, an dem wir um Hilfe ersuchen können.“

Sie nickten und konzentrierten sich jeder für sich darauf, Blacky wiederzufinden. Cornelius indes ließ einen ganz bestimmten Ort in seinem Inneren entstehen.

Ein langsam anschwellendes Brausen begann die Umgebung auszufüllen. Irgendwann spürten sie, wie sie immer schneller vorwärts gesogen wurden. Sie hielten einander so fest sie konnten, um sich nicht zu verlieren. Wie ein Knäuel aus menschlichen Gliedmaßen rasten sie durch die Finsternis.

2. Kapitel

- L'eau village -

Sie landeten an einem traumhaft schönen Sandstrand. Die Sonne stand hoch am Himmel, und das Meer strahlte in einem tiefen Blau. Die Wellen waren gekrönt von kleinen, schneeweißen Kämmen, die sich auflösten, wenn die Wogen mit einem sanften Plätschern am Strand ausliefen.

„Wo sind wir hier?“, fragte Felix.

„Das ist das große Azzurianische Meer. In dessen Mitte finden wir das Volk des Meeres.“

„Wie kommen wir dorthin?“

Sein Vater deutete auf die leicht hügelige Landschaft hinter ihnen: „Ein Stück landeinwärts gibt es ein kleines Fischerdorf. Dort werden wir uns ein Boot leihen und dann über einen unterirdischen Zufluss nach L'eau Village, der Hauptstadt des Reiches des Volkes des Meeres reisen. Denn einfach so zum Grund hinab tauchen, das könnt ihr beide nicht.“

„Aber warum sind wir denn nicht direkt dort herausgekommen? Wir sind damals doch auch von dort aus in unsere Welt zurückgekehrt!“

Cornelius wirkte ein wenig zerknirscht: „Entschuldigt. Das ist meine Schuld. In den Gedanken an das Volk des Meeres hat sich wohl ein bisschen zu viel der Erinnerung an eure Mutter hineingemischt.“ Versonnen sah er sich um. „Und wohl auch die Sehnsucht nach ihr. Und daher sind wir hier, an unserem Lieblingsort gelandet.“ Verlegen sah er seine Söhne an, dann aber besann er sich. „Aber habt keine Sorge! Wie schon gesagt, von hier aus werden wir unser erstes Ziel schnell erreichen.“

Chippolino nickte und wollte sich schon zum Gehen abwenden, da fragte sein Bruder: „Haben wir denn etwas, um das Boot zu bezahlen? Denn umsonst werden wir wohl keines erhalten.“

Sein Vater stimmte zu: „Du hast recht, geschenkt werden wir es sicher nicht bekommen.“ Er lächelte verschmitzt: „Aber ich weiß schon eine Lösung.“ Er deutete hinaus auf die weite Wasserfläche, aus der sich in einiger Entfernung ein paar Felsen erhoben. „Seht ihr das kleine Felsenriff dort vorn? Das, auf dem drei schiefe, spärlich bewachsene Bäume stehen?“

Sie nickten und schauten ihn erwartungsvoll an.

„Wartet bitte kurz hier“, sagte er, „ich bin gleich wieder da.“ Kaum gesagt, schlüpfte er auch schon aus seinen Schuhen, legte das Hemd ab und watete ins Wasser. Bevor er untertauchte, winkte er ihnen noch einmal zu.

„Wo er wohl hinwill?“, fragte Felix.

„Keine Ahnung, aber er scheint diese Gegend gut zu kennen.“

Also setzten sie sich in den Sand und blickten wartend aufs Meer hinaus. Chippolino schob nervös mit den Händen kleine Sandhaufen hin und her. Felix betrachtete ihn eine Weile, dann legte er eine Hand auf die Schulter seines Bruders: „Wir werden ihn finden. Gesund und munter. Bestimmt. Vater wird gleich wieder hier sein, und dann geht es voran.“

„Ja, da hast du recht“, antwortete Chippolino halbherzig, „es fällt mir nur so schwer, hier tatenlos herumzusitzen, ohne zu wissen, wie es Blacky geht oder wo er ist.“

„Das kann ich verstehen“, nickte Felix. „Aber wir müssen Geduld haben. Wenn wir unüberlegt losstürmen, anstatt gezielt zu suchen, wird es wahrscheinlich nur länger dauern.“

Sein Bruder seufzte tief und starrte auf das Meer hinaus.

Nicht viel später tauchte Cornelius' Kopf aus dem Wasser, und er schwamm rasch ans Ufer. Kaum war er aus dem Wasser, bestürmten sie ihn schon mit Fragen: „Wo warst du? Was hast du an dem Riff gemacht?“

Cornelius setzte sich und stülpte seine Hosentaschen nach außen. Mehrere Goldmünzen verschiedener Größe, diverse Bronzemünzen und ein paar wertvoll aussehende Steine kullerten in den Sand. Die Jungen staunten. „Woher kommen die denn?“

Cornelius deutete auf das Riff: „An dem Riff ist vor langer Zeit eine Galeone aufgelaufen und gesunken. Nur die Masten schauen noch aus dem Wasser. Im Laufe der Jahre wurden sie von Schilf und anderem Gewächs überwuchert, sodass sie nun aussehen wie Bäume.“

Die Jungen beschirmten die Augen und versuchten die vermeintlichen Bäume dort draußen genauer zu erkennen.

„Ich bin mal mit eurer Mutter zu diesem Wrack getaucht“, begann Cornelius zu erzählen. „An Bord sind immer noch ein paar Kisten mit verschiedensten Schätzen. Von dort habe ich die Münzen geholt.“ Er grinste und steckte die kleinen Schätze zufrieden ein. „Damit sollten wir ein taugliches Boot bekommen können.“

Also machten sie sich auf den Weg. Zunächst führte der Vater die Jungen ein Stück am Strand entlang, wobei er seine Schuhe in die Hand nahm und sich das Hemd über die Schultern legte. Die warm scheinende Sonne trocknete alles im Nu. Schließlich folgten sie einem Pfad ins Landesinnere, der sie in einen dichten Palmenwald führte. Die Luft dort war erfüllt von Vogelrufen und Affengeschrei. Immer wieder huschte der eine oder andere Schatten über ihnen durch die Baumwipfel, oft begleitet von kreischenden Rufen.

Große Paradiesvögel und Papageien in irrwitzigen Farben flogen zwischen den Bäumen hin und her. Trotz des sehr sandigen, spärlich bewachsenen Waldbodens kamen sie gut voran, denn auf dem schmalen Pfad schien der Sand mit festerer, dunkler Erde vermischt zu sein. Sie waren schon eine Weile der sanften Steigung eines Hügels gefolgt, da sagte Cornelius unvermittelt: „Wir sind fast da. Ihr könnt es gleich schon sehen.“

Hinter der Hügelkuppe breitete sich vor ihnen ein weites Tal aus, das von der palmenbewachsenen Hügelkette, auf der sie sich befanden, nahezu umschlossen war. Ein Fluss floss mitten hindurch, verbreiterte sich am Fuße des Hügels, auf dem sie standen, zu einem See, und floss dann, einen schmalen Strom bildend, zwischen zwei weiteren Hügeln hindurch aus dem Tal hinaus. Am Ufer des Sees standen ein gutes Dutzend Holzhütten, vor denen Netze zum Trocknen hingen. Kleine Boote dümpelten im Wasser. Etwas vom Ufer entfernt stand eine weitere Ansammlung von ebenfalls etwa einem Dutzend Häusern. Diese waren aus groben Steinen erbaut, die Dächer waren mit schiefen Schindeln gedeckt. Trotz der solideren Bauart hatten auch diese Bauten nur ein oder zwei Stockwerke. Lediglich zwei Gebäude stachen durch ihre Größe hinaus. Mit ausholender Geste verkündete Cornelius: „Da wollen wir hin!“ Seine Freude etwas zügelnd, fügte er hinzu: „Wir müssen aber aufpassen. In diesem Dorf leben nur einfache Fischer, zudem ein paar lichtscheue Gesellen und, na ja, sogenannte ‚leichte Damen‘. Es gibt dort weder Glaube noch Gesetz... Nun. Das eine der beiden großen Häuser, die ihr dort seht, ist ein Lager, in dem Fisch und getauschte Waren aufbewahrt werden, als Sicherheit für den Winter, wenn der See zufriert und nicht gefischt werden kann. Das andere Haus ist eine Kneipe mit Amüsierbetrieb. Zum Glück seid ihr beide

relativ groß, sodass nicht gleich auffällt, wie jung ihr noch seid.“ Er sah die Jungen eindringlich an: „Tut mir bitte den Gefallen und sprecht mit niemandem, damit es keinen Streit gibt! Lasst euch besonders nicht von den Frauen ansprechen! In dieser Spelunke sind Schlägereien und Schlimmeres aufgrund der kleinsten Anlässe an der Tagesordnung!“

„Warst du schon mal in einen solchen Streit verwickelt?“ fragte Chippolino.

„Nein,“ erwiderte Cornelius, „aber ich war in jungen Jahren einige Male hier und habe dabei so Manches erlebt.“ Er hob mahndend den Zeigefinger. „Also denkt dran: Lasst euch nicht ansprechen und geht jedem Streit aus dem Weg!“

Die Junge nickten.

„Wir werden in etwa zwei Stunden dort sein. Dann ist der Abend schon angebrochen, und die Fischer werden sich die ersten Becher Rum bereits genehmigt haben. Also Vorsicht!“ Erneut nickten die Jungen, nun mit einem unguuten Gefühl in der Magengegend.

Die Dämmerung war bereits recht weit fortgeschritten, als sie den Rand der kleinen Siedlung erreichten. Von einer Wäscheleine am Ortsrand stibitzten sie ein paar grobe Hemden, die fast bis zur Mitte ihrer Oberschenkel reichten, sodass ihre Kleidung aus der realen Welt, die sie darunter trugen, in dem Zwielficht der Kneipe nicht auffallen würde. So gerüstet, traten sie auf die Dorfstraße. Die letzten Sonnenstrahlen bildeten einen schmalen goldenen Kranz um einen der Hügel, und eine kühle Brise, die durch die bereits dunklen Gassen zog, versprach eine klare, mondhelle Nacht. Ein alter, schmieriger Greis humpelte mit einem glühenden Stecken von Lampe zu Lampe und entzündete die Straßenbeleuchtung. Die grob geschnitzten Öllampen erinnerten Felix an holländische Holzschuhe, wobei die Fußspitze den Docht enthielt und ein funzeliges, gelbliches Licht auf den Boden warf. Die Lampen waren an schiefen Metallstangen etwa auf Kopfhöhe befestigt, sodass man die Gesichter der Leute, die dort unterwegs waren, erkennen konnte. Sie sahen, wie ein Fischer, der die Straße hinabschleuderte, eine Zigarette an einer der Lampen anzündete. Als der Mann an ihnen vorbeischlurfte, hörten sie ihn halblaut vor sich hingrummeln. Es war nicht zu verstehen, aber es klang wütend. Er nahm die verdreckte Pfeife während seiner Schimpftirade nicht aus dem Mund, sodass sie überdeutlich erkennen konnten, dass er nur noch braune Stumpen anstelle von Zähnen im Mund hatte. Zudem roch er derart stark nach Fisch, Teer und billigem Fusel, dass Felix sich um ein Haar die Nase zugehalten hatte. Gerade noch rechtzeitig fiel ihm ein, was sein Vater ihnen eingeschärft hatte: Ärger um jeden Preis vermeiden! Unauffällig bleiben. Also zwang er sich, mit möglichst neutralem Gesichtsausdruck woanders hinzusehen. Als sie die Kneipe erreicht hatten, konnten sie deren Namen auf dem verblichenen Schild nicht erkennen. Durch die geschlossene Tür drang gedämpfte Musik. Auf mehreren kleinen Balkonen des Hauses standen Damen und blickten wartend auf die Straße hinunter. Chippolino schaute hinauf und stellte fest, dass die Frauen, soweit es in dem mickrigen Zwielficht erkennbar war, in zerschlissenen Rüschenkleidern und engen Korsagen steckten. Die Gesichter waren nicht mehr als helle Flecken, auf denen dunkle Stellen Augen und Münder andeuteten.

„Na, ihr Süßen!“ ertönte eine rauchige Stimme. „Wollt ihr zu mir? Ich kann mich gern auch um euch beide kümmern.“ Wie ertappt blickten die Jungen zu Boden. „Wenn ihr mich auf einen Drink einladet, kann ich euch Rabatt geben! Wie steht’s? Habt ihr Lust?“ Eine weitere, etwas quäkige Stimme mischte sich ein: „Kommt schon! Kommt!“ Doch Cornelius schob die Beiden rasch durch die Tür in den Schankraum.

„Bleibt dicht bei mir!“, flüsterte er, während sie einen kurzen, dunklen Flur entlanggingen, an dessen Wänden lange Reihen mit Garderobenhaken angebracht waren. Mehrere Türen gingen von dem Flur ab, doch sie durchquerten die einzige mit einem Fenster darin und landeten im Schankraum. Cornelius erfasste mit schnellem Blick den Raum. Dann flüsterte er seinen Söhnen zu: „Rasch, zu dem Tisch in der Nische dort drüben! Dort sind wir ungestört.“

Sie folgten ihm zügig, während er sich einen Weg durch den Raum bahnte. Er hatte einen abseitsstehenden, von einer Holzbank umrahmten Tisch gewählt. Darauf stand eine bauchige,

leere Weinflasche. An der Decke darüber hing eine Öllampe, die in ihrer Form stark an die Straßenlaternen erinnerte, nur dass sie etwas kleiner war. Erleichtert ließ Cornelius sich nieder. „Sehr gut“, sagte er zufrieden und sah sich unauffällig um. „Von hier aus können wir alles sehen, ohne zu sehr aufzufallen.“

Auch seine Söhne entspannten nun sich etwas und ließen mit zunehmender Neugierde den Blick schweifen. An den Wänden gab es noch weitere Nischen wie jene, in der sie saßen. An einer Längswand stand ein hufeisenförmiger Tresen. Dahinter stand ein schmutziger Kerl, der in etwa so breit wie hoch war. Lustlos wischte er mit einem dreckigen Lumpen an einem Glas herum. Er schien die Ankömmlinge noch gar nicht bemerkt zu haben, denn sein Blick war ohne Unterlass auf die Balustrade gerichtet, die sich über den Nischen rund um den gesamten Schankraum zog. Direkt neben dem Tresen führte eine steile Treppe mit einem brüchig wirkenden Geländer dort hinauf. Felix und Chippolino folgten verstohlen dem Blick des Wirtes und sahen, dass es dort oben ebenfalls viele Türen gab. Einige standen offen, und vor ihnen standen stark geschminkte, etwas heruntergekommene Frauen, die gelangweilt in den noch spärlich gefüllten Raum hinabstarrten. Felix riss seinen Blick los und ließ ihn durch den Raum gleiten. Die meisten Tische im Raum waren noch frei. Zwei der Nischen waren mit ein paar Fischern spärlich besetzt. Im mittleren Teil des Raumes gab es mindestens ein Dutzend Tische. An einem saßen ein paar Männer und spielten ein Spiel mit seltsam gemusterten Steinen, während der Rauch ihrer Stummelpfeifen sie in einen dunstigen Nebel hüllte. An der ihrem Platz gegenüberliegenden Wand war, zwischen zwei Nischen, eine kleine Bühne aufgebaut. Darauf musizierten drei ältere Männer mit einer Geige, einem Akkordeon und einer Gitarre. Die Instrumente sahen ebenso heruntergekommen und verdreckt aus wie ihre Besitzer, und die Musik klang wenig ambitioniert und zudem schief, doch das schien an den drei Tischen direkt vor der Bühne, die ebenfalls besetzt waren, niemanden zu stören. Stattdessen wurde lautstark über Preise für die gefangenen Fische gestritten. Die Männer beschimpften sich unflätig und drohten einander, und dann schlugen sie sich, nachdem sie sich ebenso lautstark geeinigt hatten, roh auf die Schultern. Dazu lachten sie grölend, bis übergangslos der Preis der nächsten Ware verhandelt wurde, und das ganze Prozedere sich wiederholte.

Zwischen den Tischen huschte eine junge Frau umher. Unermüdlich schaffte sie auf einem Tablett Krüge und Becher vom Tresen zu den Gästen und kam mit leeren Behältnissen zurück. Als sie sich an einem der besetzten Tische vorbeizwängte, nutzte ein Gast die Gelegenheit, ihr in den Hintern zu kneifen. Mit einer geschmeidigen Bewegung schob die zierliche Frau das Tablett auf den nächstbesten Tisch, nutzte den Schwung, um nahezu elegant herumzuwirbeln und versetzte dem Kneifenden eine derart harte Ohrfeige, dass es diesen fast vom Stuhl warf. Ohne eine Reaktion abzuwarten oder ihren Bewegungsablauf zu unterbrechen, vollendete sie ihre Pirouette, nahm flink das Tablett wieder auf und eilte weiter zum Tresen, als sei nichts geschehen. Während der Geschlagene seine Wange rieb und der Bedienung etwas verdattert nachsah, lachten die anderen Männer an seinem Tisch ihn lauthals aus, doch dann vertieften sie sich rasch wieder in ihr Gespräch.

Cornelius klopfte mit den Fingerknöcheln halblaut auf den Tisch. „Wir haben Glück! Einige der Fischer sind ebenfalls mit ihren Söhnen hier. Somit fallen wir weniger auf.“ Unauffällig nickte er zur Tür hinüber, durch die mehrere Männer in Begleitung einiger junger Burschen, deren Gesichter auffällig denen der Älteren glichen, hereinstömten. Die Männer schoben in der Nähe ihrer Nische zwei Tische zusammen und ließen sich nieder. Einer der Väter schnipste in Richtung des Tresens mit den Fingern und rief: „Hey, Süße! Schieb deinen knackigen Hintern hier rüber! Wir haben Durst!“

Felix sah, wie dem jungen Mädchen ein Anflug von Wut übers Gesicht huschte, doch fast im selben Moment entdeckte sie einen der jungen Burschen, und sofort umzog ein schwaches Lächeln ihre Lippen, das sie ziemlich hübsch aussehen ließ. Auch der Junge lächelte und

errötete, blickte dann aber rasch fort. Die anderen Fischer hatten sofort ein Gespräch begonnen, sodass an dem Tisch niemandem etwas aufgefallen war.

Rasch trat die Kellnerin mit einem vollbeladenen Tablett an den Tisch und stellte vor jeden der Männer einen randvollen Bierkrug. Demjenigen, dem sie offensichtlich zugetan war, stellte sie als Letztem einen Becher hin, und wie zufällig ging sie ganz dicht an ihm vorbei, sodass ihr Arm den seinen berührte. Erneut huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Als sie hinter seinem Stuhl entlang zu dem Tisch ging, an dem Chippolino mit seiner Familie saß, ließ er lässig seinen Arm über die Stuhllehne hinabhängen, erhaschte ganz kurz ihre Hand und drückte sie. Und wieder hatte es niemand mitbekommen außer Felix.

„Was darf's für euch sein?“ fragte das Mädchen.

„Ich habe mir sagen lassen, dass man hier einen guten Most bekommt“, schmeichelte Cornelius.

„Stimmt“, nickte sie knapp. „Unser Starkbier ist auch sehr gut. Ihr seid wohl nicht von hier?“

„Nein, wir sind auf der Durchreise. Also, bring mir bitte ein Starkbier, und für meine Söhne jeweils einen Krug Most.“

Erneut nickte sie und eilte davon.

Chippolino fragte: „Was ist Most?“

„Ein leicht gegorener Saft. Ich wollte euch kein Bier bestellen, weil das hier recht stark ist und ihr keinen Alkohol gewohnt seid. Und wir brauchen einen klaren Kopf, falls etwas Unvorhergesehenes passiert.“

Als sie schließlich anstießen, meinte Cornelius: „Spitzt eure Ohren! Vielleicht hören wir etwas Interessantes, das uns dabei hilft, an ein Boot zu kommen.“

Zunächst schnappten sie nur einzelne Gesprächsbrocken auf, eher belangloses Zeug. Nach und nach kamen jedoch immer mehr Gäste herein, verteilten sich an den Tischen und grölten ihre Bestellungen, Begrüßungen und weitere Allgemeinplätze durch den Schankraum. Die Musiker spielten nun etwas lauter, und einige der Amüsierten kamen aus dem oberen Stockwerk herunter. Mit wiegenden Hüften zogen sie zwischen den Tischen umher, ließen sich mal hier und mal dort nieder, und einige wurden mit einem schwungvollen Griff auf den einen oder anderen Schoß gezogen. Lautes Lachen, Gegröle, Gefiedel und Gläserklirren erfüllte die Luft, sodass die Gruppe Fischer am Nebentisch deutlich lauter sprechen musste, um sich noch verständigen zu können.

„So Jungs.“, hob einer der Älteren gerade an und blickte vier der Jungen, die offensichtlich seine Söhne waren, der Reihe nach ins Gesicht. „Vor einer Weile habe ich euch zu mir gerufen und euch eine Frist gestellt, um festzustellen, wer von euch der beste Fischer ist und somit mein Nachfolger werden soll. Ich habe euch zugesagt, dass derjenige, der in dieser Zeitspanne am meisten fängt, einen Wunsch frei hat. Ich habe jeden von euch gefragt, was er sich von mir erwünscht.“ Er hob seine Stimme, da der Lärm answoll, und wendete sich an einen der Jungen: „Gunnar, du als der Älteste, hast dir gewünscht, dass ich dir und deiner Familie unser Haus überlasse und selbst in deine kleine Hütte ziehe. Nun denn: Wieviel hast du in der verabredeten Zeit geschafft?“ Gunnar strich sich über sein stoppeliges Kinn und sagte mit schleppender Stimme: „Zwei Goldstücke, fünfzehn Silberlinge und drei Ballen grobes Tuch für Kleidung.“

„Gut“, sagte der Alte, „sehen wir mal, ob das reicht.“ Er wendete sich dem nächsten Sohn zu: „Stig, du hast dir gewünscht, dass ich dir mein Boot überlasse. Wieviel hast du mit dem deinen denn herangeschafft?“ Stig, ein kleiner, mondgesichtiger Knabe mit schwarzem, strubbeligem Haar grinste siegesgewiss: „Ich habe es auf drei Goldstücke und zwölf Silberlinge gebracht. Selbst ohne die Ballen Tuch ist das mehr. Damit habe ich wohl gewonnen.“

„Noch nicht.“, erwiderte der Alte und sah seinen dritten Sohn an. Dieser hatte deutlich weniger als seine beiden älteren Brüder gefangen, weshalb sein Wunsch, wieder in des Vaters Haus einzuziehen und so lange dort bleiben zu dürfen, wie er es wollte, hinfällig war. „Du

warst und bist doch ein Faultier“, schimpfte der Alte. „Du hast so wenig gefangen, dass andere das ohne Boot und ohne Netze schaffen! Und darum bestimme ich: Du kannst weiter in dem alten Schuppen wohnen. In meinem Haus ist für einen Faulpelz kein Platz. Und“, er hob drohend die Faust, „komm ja nicht zu mir und bettele!“

Der Alte leerte wütend einen ganzen Krug Bier. Erst dann fragte er den vierten Jungen: „Und du, Leif? Wieviel hast du zusammengebracht, um die, die du begehrt, heiraten zu können?“

Gunnar blickte auf: „Heiraten? Wieso heiraten?“

Stig lachte gehässig auf und grölte: „Unser Kleinster hat sich gewünscht, dass Vater seine Hochzeit bezahlt, und, als ob das nicht genug wäre, ein kleines Häuschen für das junge Glück, auch wenn er nicht verraten wollte, um wen es geht.“ Er grinste boshaft: „Ich kann mir schon denken, wer das ist, sie...“

„Still!“, fuhr ihm sein Vater über den Mund. „Erst will ich wissen, wieviel er geschafft hat.“

Leif stülpte seine Taschen um und zählte das zum Vorschein kommende Geld: „Ein Goldstück, fünfundzwanzig Silberlinge... Verdammt!“

Da prustete sein Bruder los: „Pech gehabt, Kleiner! Da wird deine kleine Freundin sich wohl weiterhin beim Gläsertragen in den Hintern kneifen lassen müssen.“ Um seine Worte zu untermalen, versuchte er der soeben vorbeieilenden Kellnerin an den Hintern zu greifen, doch Leif schlug seine Hand weg.

„Soll das etwa heißen...“, hob der Alte an, doch seine Worte wurden von der Rangelei der Brüder verschluckt. Kaum dass sie begonnen hatten, sprangen die anderen beiden Brüder hinzu und zerrten die Streithähne schimpfend auseinander.

„Sei dir nicht zu sicher! Der Abend ist noch nicht vorbei!“, schrie Leif, während er sich losriss und stapfte wütend zur Bar.

Unterdessen waren immer neue Gäste hereingekommen. Felix und Chippolino waren sich einig, dass einige dieser Visagen auf einem Steckbrief einen ziemlich überzeugenden Eindruck machen würden.

Cornelius bemerkte ihre Blicke und nickte: „Lichtscheues Gesindel, ich hatte es euch ja gesagt.“ Unauffällig erhob er sich und raunte seinen Söhnen zu: „Wartet hier! Ich will mal versuchen, ein Boot für uns aufzutreiben.“

Sie nickten und blickten ihm nach, wie er zum Nebentisch hinüberschlenderte und den Alten locker in ein Gespräch zu verwickeln begann.

Es schien jedoch nicht besonders gut zu laufen, denn der Alte schüttelte recht bald energisch den Kopf, woraufhin Cornelius sich abwandte und zurückkam. „Das hat nicht funktioniert“, berichtete er und ahmte die rostige Stimme des Alten nach: „Ein Fischer verleiht sein Boot nicht! Und schon gar nicht an einen dahergelaufenen Fremden! Niemals!“ Ratlos ließ er den Blick durch den vollen Raum schweifen.

Chippolino wollte ihn von seinem Misserfolg ablenken und fragte: „Wohin müssen wir mit dem Boot denn fahren, um das Volk der Meere zu finden? Ist es schwer zu finden?“

Cornelius schüttelte den Kopf und begann zu erklären. Felix Blick streifte indes den Tresen, wo er Leif stehen sah, abseits von seinen Leuten. Er sprach mit dem Mädchen, das noch ein Tablett mit leeren Gläsern auf dem Arm balancierte. Beide sahen ziemlich betrübt aus. Da kam ihm eine Idee: „Vater, kannst du mir schnell ein paar dieser Münzen geben? Ich habe da eine Idee.“

Etwas irritiert blickte Cornelius seinen Sohn an: „Was hast du damit vor?“

„Ich will etwas ausprobieren. Vertrau‘ mir einfach.“

Cornelius griff in seine Hosentasche und holte ein paar Münzen heraus. „Gut, aber sei vorsichtig.“

Felix lächelte, verstaute das Geld in einer seiner Hosentaschen und schlenderte zum Tresen hinüber. Leif stand mit dem Rücken zu ihm, doch er konnte hören, was die beiden sprachen.

„Es tut mir leid“, beteuerte Leif gerade, „aber mein Vater ist einfach zu starrköpfig. Er ist davon überzeugt, dass alle Mädchen, die im Wirtshaus arbeiten, Schlampen sind.“

„Wenn er mich doch bloß kennenlernen könnte! Dann könnte ich ihm beweisen, dass ich nicht so bin“, ereiferte sich das Mädchen.

„Er würde dir nicht mal zuhören“, erwiderte Leif verdrossen. „Für ihn bist du eine Wirtshausdirne. Außerdem...“ Leif wand sich ein wenig, dann aber bekannte er: „Er weiß nichts von uns. Ich habe mich nicht getraut, ihm etwas zu sagen. Er weiß nur, dass ich heiraten will, aber nicht, wen.“

„Dachte ich mir schon“, lächelte sie matt.

„Dieser Wettstreit wäre die Chance gewesen“, ereiferte er sich, „aber jetzt...“

Felix tippte ihm auf die Schulter und unterbrach ihn: „Vielleicht kann ich euch helfen.“

Leif fuhr herum, seine eine Hand zuckte zu seinem Gürtel, in dem ein kleines Messer steckte. Er musterte den deutlich jüngeren Mann vor sich abfällig und knurrte: „Was willst du? Wer bist du überhaupt?“

Beschwichtigend hob Felix die Hände: „Ich bin Felix. Bevor mein Vater zu euch an den Tisch kam, habe ich etwas von eurer Unterhaltung mitbekommen. Du brauchst Geld, um euren Wettstreit zu gewinnen - und ich brauche ein Boot. Da werden wir doch bestimmt eine Einigung finden.“

„Dein Vater ist der Mann, der eben mit meinem Vater gesprochen hat?“ schnaubte Leif.

„Dann weißt du ja schon, dass wir unsere Boote nicht verleihen.“

Er wollte sich gerade abwenden, da meinte Felix: „Nicht so schnell! Es ist doch dein eigenes Boot, oder?“

„Und?“

„Mit diesem Wettstreit solltet ihr eurem Vater beweisen, wie selbständig ihr seid, oder?“

Leif nickte unwillig, doch seine Freundin hörte abgewandt, aber sehr interessiert zu.

„Dann“, fuhr Felix fort, „zeige ihm doch mit einer eigenständigen Entscheidung, dass du erwachsen bist.“ Währenddessen versuchte er, sich nicht anmerken zu lassen, wie jung und unerwachsen er selbst sich vorkam, denn er war gut und gerne vier Jahre jünger als Leif und auch einen halben Kopf kleiner.

Leif tauschte einen kurzen Blick mit seiner Freundin, die ihm unmerklich zunickte. „Und wie stellst du dir das vor? Wenn du alles angehört hast, dann weißt du ja, dass ich den Wettbewerb schon verloren habe.“

„Nein“, lächelte Felix. „Denn es ging doch darum, wer bis heute Abend am meisten verdient hat, oder?“

Leif nickte und sah ihn fragend an.

„Nun“, erläuterte Felix, „der Abend ist noch nicht zu Ende. Das hast du selbst eben gerufen. Ich mache dir deshalb ein Angebot: Du leihst mir dein Boot. Dafür gebe ich dir drei Goldstücke. Somit hast du genug Verdienst für die nächsten Wochen, und es würde mit etwas Geschick sogar reichen, um dir bald ein neues Boot zuzulegen.“

Leif starrte ihn ungläubig an, dann aber besann er sich, kratzte sich am Kopf und grinste schließlich verschlagen: „Leg noch zwei Goldstücke obendrauf, und der Handel steht.“

Felix nickte nur und bot Leif die Hand, in die dieser sofort einschlug. Dann blickte er sich unauffällig um, lehnte sich dann so an den Tresen, dass man ihre Hände nicht sehen konnte und zählte Leif die Goldmünzen in die Hand. Der junge Fischer prüfte die Münzen mit den Zähnen und ließ sie dann schnell in seiner Tasche verschwinden. Dann beugte er sich zu Felix hinüber und erklärte: „Mein Boot liegt am Steen-Steg. Den findest du, wenn ihr die Stadt am westlichen Ufer entlang verlasst. Er ist leicht zu erkennen, weil die Planken größtenteils mit Moos bewachsen sind. Es ist das kleine, blaue Boot ganz vorn.“ Und schon griff er nach der Hand seiner Liebsten und zog sie mit sich. „Komm, Lara, wir gehen jetzt zu meinem Vater. Jetzt kann er nichts mehr gegen unsere Heirat sagen.“

Während Felix zu ihrem Tisch zurückkehrte, beobachtete er aus den Augenwinkeln, wie Leif dem Familienoberhaupt triumphierend ein paar Goldmünzen zeigte. Er konnte auch erkennen, dass er sie nicht alle zeigte, nur gerade genug, um den Wettstreit klar zu gewinnen. Cornelius

und sein Bruder schauten ihm gespannt entgegen. „Und?“ fragten sie wie aus einem Mund, als er sich setzte. Er trank erst einmal genüsslich einen Schluck Met, aber dann grinste er: „Wir haben ein Boot und können sofort aufbrechen.“

Phantastisch!“ rief Cornelius, „wie hast du das angestellt?“

„Ich habe dem jüngsten der Männer vom Nebentisch ein gutes Angebot gemacht, das er nicht ablehnen konnte.“ In wenigen Sätzen berichtete er, was er mit Leif verabredet hatte.

„Na, dann kann es ja losgehen.“, freute Cornelius, erhob sich und ging auf die Kellnerin zu, die immer noch mit Leif am Nachbartisch stand. „Was bin ich ihnen schuldig?“ fragte er. Doch die junge Frau strahlte ihn an: „Ich würde sagen, das hat Ihr Sohn soeben beglichen. Sogar mehr als das.“

Cornelius deutete eine Verbeugung an: „Vielen Dank! Dann bleibt mir nur, ihnen beiden zu gratulieren.“ Mit einem Zwinkern wandte er sich ab und zog seine Jungen mit zur Tür.

Draußen, wo es leiser war und man sich wieder normal unterhalten konnte, erläuterte Felix: „Wir müssen erst zum Wasser hinunter und dann am Ufer entlang in Richtung Westen.“ Es war nicht weit, und sie hatten den Uferweg schnell erreicht. Es war bereits tiefe Nacht. Die Laternen warfen ein schwächliches Licht auf die kleine Kaimauer. Oberhalb der Mauer führte eine grob gepflasterte Straße aus der kleinen Stadt hinaus. Bald waren sie bei den kleineren Holzhütten und den dazugehörigen alten Scheunen angekommen. Hier gab es keine Beleuchtung mehr, und sie suchten sich im Licht des Mondes ihren Weg. Die Nacht war so klar, dass das Mondlicht durch den kleinen, roten Mond eher wie ein helles Violett erschien. Bald sahen sie vor sich den Steg auftauchen. Die Planken waren ziemlich schief und grün vor sumpfigem Moos, bis auf einen kleinen, schwarzen Trampelpfad in der Mitte. Rechts und links dümpelten ein paar kleine Boote, jedes mit einem kleinen Mast und einer Pinne. An den Seiten ragten mehrere lange Ausleger, an denen Netze hingen, in die Abendluft.

„Hier muss es sein“, rief Felix und deutete auf den Steg.

„Greift sie euch!“, ertönte es da wie aus dem Nichts, und sie waren plötzlich von vier Männern umringt. Bevor sie recht wussten, wie ihnen geschah, blitzten Messer im Mondlicht auf. Nur mit Mühe konnten sie den ersten Hieben ausweichen. Chippolino rollte sich zur Seite weg und trat am Boden liegend gegen die Hand seines Angreifers, als dieser sich zu ihm hinunterbeugen wollte. In weitem Bogen flog das Messer davon und landete hörbar im Wasser. Rasch sprang er wieder auf die Beine und sprang seinem Gegner mit den Füßen voran seitlich an die Knie. Es knackte, und der Mann sackte stöhnend zusammen. Im Augenwinkel sah er, wie sein Bruder einen Hieb abfing, den Arm des Angreifers umklammerte und mit einer schnellen Drehbewegung seinen Gegner über seine Schulter warf, sodass dieser neben dem Steg ins Wasser geschleudert wurde. Felix richtete sich gerade wieder auf, da griff ihn der nächste mit dem Messer voraus an. Cornelius hatte seinen Gegner inzwischen entwaffnen können und lieferte sich mit diesem eine wilde Schlägerei.

Felix zuckte instinktiv zurück. Das Messer, das wenige Fingerbreit vor seinem Gesicht vorbeizischte, hörte er mehr, als dass er es sah. Es dauerte einen Schreckmoment, bis er seinen Angreifer ins Visier nehmen konnte. Doch als dieser erneut den Arm hob, tauchte hinter ihm ein dunkler Schatten auf und riss den erhobenen Arm nach hinten. Ein Schmerzensschrei hallte durch die Nacht, und das Messer fiel klirrend zu Boden. Schläff und leblos hing der Arm an der ausgekugelten Schulter des Mannes herab, und er humpelte wimmernd davon. Auch dem ins Wasser Gefallenen schien seine Angriffslust abhandengekommen zu sein. Fluchend kletterte er ein Stück entfernt an Land und verschwand im Dämmerlicht zwischen den Häusern. In diesem Moment schaffte Cornelius es, seinen Gegner mit einem Schlag an den Kopf niederzuschlagen, sodass dieser reglos liegen blieb.

„Seid ihr in Ordnung?“, rief er keuchend.

Beide nickten, bevor ihnen bewusst wurde, dass Cornelius das im Dämmerlicht wahrscheinlich nicht sehen konnte. „Ja“, antworteten sie.

Cornelius wollte gerade etwas erwidern, da erhielt er einen Stoß in den Rücken, der ihm den Atem nahm. Er riss den Kopf empor, taumelte und griff sich mit beiden Händen an den Rücken. Immer noch am Boden hockend, hatte der vierte Angreifer sein Messer geworfen. Es war bis zum Schaft in Cornelius' Rücken eingedrungen. Chippolino sprang hinzu, um ihn zu stützen, während Felix herumwirbelte, und bevor der Mann auf die Füße kommen konnte, schickte er ihn mit einem harten Schlag ins Land der Träume. Dann fesselte er ihn mit einem Tau, das bei den Fischernetzen hing. Chippolino hatte Cornelius unterdes unter den Achseln gegriffen, da dieser vor Schmerzen in die Knie gegangen war.

„Hilf mir, Vater ins Boot zu bringen“, rief er seinem Bruder zu, „bevor noch mehr von den Kerlen hier auftauchen.“ Felix eilte hinzu. Sie nahmen den Verletzten in ihre Mitte und schleppten ihn zu dem kleinen Kahn, der am Steg im Wasser dümpelte. Vorsichtig legten sie ihn auf den Boden des Bootes. Cornelius stöhnte, öffnete aber nicht die Augen. Felix sprang noch einmal auf den Steg und stieß den bewusstlosen Messerwerfer hinunter, sodass er unsanft ins Boot kippte. Dann sprang er selbst ins Boot. Sie lösten die Taue und stießen den Kahn mit aller Kraft vom Steg ab. An Bord gab es keine Ruder. Also nahmen sie die langen Holzstangen, von denen mehrere an Bord lagen. Sie stießen sich vom Grund ab, immer in Richtung Seemitte, um das Ufer möglichst rasch hinter sich zu lassen. Bald jedoch reichten die Stangen nicht mehr bis zum Boden hinab und sie verloren an Fahrt. Nun war guter Rat teuer. Keiner von ihnen wusste, wie man segelt. Und selbst wenn sie es gewusst hätten, hätte ihnen das nicht viel genützt, da kein Wind ging.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Felix.

„Ich weiß es nicht! Wir brauchen irgendetwas, was uns Schub gibt. Die Strömung wird nicht reichen, und sie kann sich ändern... Man bräuchte so etwas wie ein Zugpferd, nur eben zu Wasser.“

„Ich habe hier aber keine Tiere gesehen, die stark genug wären, uns zu ziehen!“, rief Felix verzweifelt.

Cornelius röchelte und seine Lippen bewegten sich. Sie beugten sich zu ihm hinunter. „Ansua“, flüsterte Cornelius, und als sie nicht antworteten: „Ansua... Ansua!“

Sie blickten sich ratlos an. „Was meinst du, Vater?“

Doch Cornelius flüsterte nur immer wieder diesen Namen. Chippolino schöpfte ein wenig Wasser und benetzte damit Cornelius' Stirn, in der Hoffnung, so die Lebensgeister seines Vaters zu stärken. Tatsächlich wurde sein Blick etwas klarer. Er sammelte noch einmal seine ganze Kraft, stemmte sich etwas hoch, und ehe sie reagieren konnten, ließ er sich zur Seite über die Bordwand hängen und tauchte mit dem Kopf unter, wo er unablässig seine Lippen bewegte. Rasch zogen sie ihn wieder hinaus, aus Angst, er könnte über Bord gehen. Ein letztes Mal sagte Cornelius, diesmal recht klar: „Ansua!“ Dann fiel er in Ohnmacht.

Verwirrt blickten die beiden Brüder sich an. Felix überzeugte sich davon, dass der Vater noch atmete, doch dann waren sie komplett ratlos, was sie nun tun sollten. Der See war glatt wie ein Spiegel, kein Lüftchen kräuselte seine Oberfläche, und der Kahn lag wie festgenagelt auf der Stelle. An Land sahen sie indes einige Schatten auf der Kaje entlanglaufen, und es waren vereinzelte Rufe zu hören. Im Schein der mickrigen Straßenlaternen glaubten sie zu erkennen, wie ein paar Männer in ein Boot sprangen. Langsam kroch ihnen die Angst den Nacken hinauf.

Da ließ ein leises Plätschern sie in Richtung des anderen Ufers schauen. Bogenförmige Wellen wanderten rasant über die Wasseroberfläche, und deren Verursacher hielt geradewegs auf sie zu. Beunruhigt starrten sie in dessen Richtung, ohne etwas erkennen zu können. Kurz vor ihrem Kahn hörten die Wellen unvermittelt auf. Es musste ein Tier gewesen sein! Und es schien untergetaucht zu sein. Sie sahen sich um, sahen aber nur, dass sich tatsächlich ein Boot vom Ufer gelöst hatte und auf sie zuhielt. Felix hob den Arm, um Chippolino darauf aufmerksam zu machen, da schoss hinter ihnen ein riesiges Wesen aus der Tiefe empor. Die Jungen waren starr vor Schreck. Eine Schlange! Eine riesenhafte Wasserschlange! Ihr Schädel

war so lang wie ein ausgewachsener Mann groß war, und er wurde gekrönt durch zwei gewaltige, nach vorn gebogene Hörner. Mit vernehmlichem Zischen schlängelte sie sich hin und her, wobei sie die Menschen in dem Boot genau ins Visier nahm.

Die beiden Brüder standen immer noch wie erstarrt. Selbst wenn sie sich hätten bewegen können, hätten sie nicht die geringste Ahnung gehabt, was sie gegen dieses Monster tun sollten. Die angstvollen Schreie aus dem anderen Boot drangen nur wie von fern in ihr Bewusstsein. Plötzlich stieß der Kopf der Schlange herab, verharrte dicht über Cornelius' leblosem Körper und ließ ihre Zunge über ihn hinwegtänceln. Die zarte Berührung ließ Cornelius wieder zu sich kommen. „Ansua“, stammelte er, „Hilfe... Volk des Meeres... schnell...“. Dann sank er wieder in einen Dämmerzustand.